

Der Wert der Eigenart im kalten Wind der Globalisierung

Der Kurzvortrag des Journalisten Klaus Brill über die Globalisierung und die Heimat am Beispiel des St. Wendeler Landes

Der Journalist **Klaus Brill** war einer der Referenten, die beim zweiten Treffen des Netzwerkes St. Wendeler Land am Samstag, dem 2. Juli 2016, im Gasthaus Huth in Hasborn über das Thema „St. Wendeler Land – Kreisklasse oder Champions League?“ sprachen. Er setzte den Akzent auf die Globalisierung, die am Beispiel seines Heimatdorfes Alsweiler in dem 2009 erschienenen Buch „Deutsche Eiche made in China“ dargestellt hat. Brill war lange Jahre Auslandskorrespondent der Süddeutschen Zeitung, zunächst in Rom, dann in Washington. Seit 2005 berichtete er zunächst von Prag, dann von Warschau aus über die Entwicklung in Mittel- und Osteuropa. Vier Jahre leitete er zwischenzeitlich in München die Reportageredaktion („Seite Drei“) des Blattes. In seinem Vortrag erklärte er:

„Kreisklasse oder Champions-League – in allgemeiner Form ist eine solche Frage schnell beantwortet. Sind wir die Champions? No we are not the champions. Sind wir die Größten? No, we are not the greatest. Ist auch gar nicht nötig. So wie es kein Grund zum Schämten oder Zaudern ist, wenn jemand – so wie wir alle – in einer Erdgegend geboren und aufgewachsen ist, die der Rest der Menschheit nun einmal ab einer Entfernung von 100 Kilometer nicht kennt. Dieses Schicksal teilen wir mit Milliarden anderen. Es ist das Schicksal der Provinz, der kleinen Städte und Dörfer überall in der Welt.

Worauf es ankommt, ist meiner Meinung nach dies: setzen wir die kleine und die große Welt zu einander ins rechte Verhältnis. Machen wir uns das, was die große Menschheit weiß und kann, in unserem Mikrokosmos zunutze? Entdecken wir im Kleinen das Große und im Großen das Kleine? Oder verzagen und versagen wir vor dem Chaos, in welches die Globalisierung und die totale Informationsüberflutung uns stürzen?

Das Erste wäre, sich überhaupt der Eigenart der hiesigen Region und ihrer Menschen bewusst zu werden. Wer sind wir und worin sind wir anders als die restlichen 7,5 Milliarden? – das sollten wir uns fragen. Wie sind wir so geworden? *Wat hammer dann Äriches?* Was also wäre jenes ominöse Alleinstellungsmerkmal, von dem Touristiker und Wirtschaftsförderer so gerne reden?

Wir haben schöne Täler und Auen – das haben andere auch. Wir haben Wälder und Wiesen, na und? Wir haben den Schaumberg und die Blies. Na ja. Wir haben den Bostalsee. Immerhin. Wir haben St. Wendel. Mhm. Wir haben die Firma Globus und die Firma Pizza Wagner – sehr interessant! Wir haben die gotische Abteikirche von Tholey, das älteste urkundlich belegte Kloster in Deutschland. Aha! Wir haben Johannes Kühn und die Straße der Skulpturen von Leo Kornbrust. Oho, oho!

Und dann haben wir hier noch die Leute – die sind gesellig, lebensfroh, gastfreundlich, überwiegend weltoffen, sie schwätzen viel und essen gerne gut. Der Autor Alfons Klein aus St. Wendel hat sie in einer Reihe skurriler Skizzen in seinem Buch „Ebbes is immer“ gut getroffen. Es tritt uns da ein eigensinniger, gleichwohl vergnügter Menschenschlag entgegen, der die Tücken des Alltags von der leichten Seite nimmt und zugleich eine gewisse Schicksalsergebenheit an den Tag legt. Der *human factor* also wäre, wie das auch Trierer Institute in Fachstudien zum Tourismus schon getan haben, eindeutig positiv zu bewerten.

Allerdings leidet der *homo sapiens St. Wendeler Landis* an einer gewissen Geschichtsvergessenheit, die sicher in den wild bewegten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gründet. Vielen Leuten ist offenbar das Gefühl für die eigene Art verloren gegangen, sofern eine solche im 19. Jahrhundert überhaupt schon ausgeprägt worden ist. Und geht man weiter zurück, so war, was heute den Kreis St. Wendel ausmacht, ja aufgeteilt unter die vier großen Territorialherren der Region – die Erzbischöfe von Trier, die Herzöge von Lothringen, die Grafen von Pfalz-Zweibrücken und die Grafen von Nassau-Saarbrücken.

Ein einheitliches Bewusstsein konnte also nicht wachsen, und sicher ist das einer der Gründe, warum die Saarländer allgemein und die Menschen im St. Wendeler Land im Besonderen so nachlässig und grausam mit ihren Kultur- und Baudenkmalern umgegangen sind. Nur wenig ist erhalten, zum Beispiel in Tholey, St. Wendel und Remmesweiler, ansonsten dominiert der standardisierte, moderne Zweckbau, gesichtslos, geschichtslos und ohne Zukunft. Geschlossene Ensembles aus den Glanzzeiten des europäischen Städte- und Dörferbaus sind äußerst selten. Ganz anders als zum Beispiel in der Pfalz – man merkt es gleich, wenn man durchs Ostertal nach Selchenbach und Konken fährt – ganz anders auch als im Elsaß oder an der Mosel, zu schweigen von Franken oder Tschechien, Polen, Litauen, Italien etc. Nix Champions-League.

Dabei liegt gerade in unserer Historie der Rohstoff für ein neues Verständnis von Eigenwert, Besonderheit und Heimat, das in diesen Zeiten der Globalisierung dringend benötigt wird. Die Dinge lagen und liegen hier „*bäi uus*“ nun einmal so, dass unsere Vorfahren ebenso Untertanen des Franzosen Louis XIV. waren wie der preußischen Könige. Für Napoleon zogen unsere Vorväter ebenso in den Krieg wie für Hitler. Sogar an der Französischen Revolution, die für ganz Europa eine Zeitenwende einleitete, waren Menschen aus dieser unserer Region direkt beteiligt – was kaum einer weiß. Einwohner des damals pfalz-zweibrückischen Oberamtes Schaumberg wollten „der Sklaverei ledig und der französischen Freiheiten teilhaftig“ werden und beantragten die Angliederung ans revolutionäre Frankreich, und der Konvent in Paris hat dies im Februar 1793 auch bewilligt – eine ländliche Spielart der bekannteren „Mainzer Republik“. Zuvor schon, im Frühjahr 1789, hatten die Bewohner von Kastel, das als Exklave zu Frankreich gehörte, wie überall in Frankreich die berühmten *Cahiers de doléance* – die Beschwerdehefte – ausgefüllt, die heute als einmalige Geschichtsquellen gelten.

Ich erwähne das, weil diese europäische Draufsicht helfen kann, den Blick vom Lokalen aufs Globale zu weiten, und das ist dringend nötig. Von der Kreisklasse aus muss man dringend die Champions League im Auge haben, um zu wissen, was vor sich geht.

Also noch zwei Prisen Geschichte: Dass unsere keltischen Vorfahren, die Treverer, bei keinem Geringeren als Gaius Julius Caesar vorkommen, ist ja bekannt. Ich streife kurz ein weiteres Beispiel: der heilige Mauritius, Patron des Klosters Tholey, war ja bekanntlich ein römischer Offizier mit schwarzer Haut aus Oberägypten, als Reichsheiliger wurde er deshalb später im Magdeburger Dom und auch auf einem berühmten Gemälde Matthias Grünewalds als „heiliger Mohr“ dargestellt – ob das den Gläubigen von Tholey, Sotzweiler und Alsweiler bewusst ist, dass ihr Kirmespatron ein Migrant war, dazu noch ein Neger, wie mancher noch bis vor ein paar Jahren gesagt hätte?

Soll heißen: die Durchmischung der Kulturen im großen Stil ist kein neues Phänomen der Gegenwart, sondern in unserer Heimatgeschichte an vielen Beispielen seit Jahrhunderten fassbar. Die Migration steht am Anfang der menschlichen Geschichte, was nicht bedeuten soll, dass alles minderwertig oder wurscht wäre, was wir bisher an saarländischem oder lokalem Heimatbewusstsein kultiviert haben. Im Gegenteil, gerade jetzt ist eine klare Vorstellung vom Wert der regionalen Eigenart und des kulturhistorischen Erbes nötiger denn, damit wir im großen Multi-Kulti der Globalisierung nicht untergehen.

Es ist aber auch zur Kenntnis zu nehmen, dass lange vor der Ankunft arabischer und nordafrikanischer Flüchtlinge im vorigen Jahr der Mikrokosmos St. Wendeler Land viel stärker mit der großen Welt vernetzt war, als das vielen bewusst ist. Schon seit Jahren greift die Globalisierung tiefer ein in unser Leben als je zuvor.

Ich habe dieses Phänomen zwischen 2002 und 2009 am Beispiel meines Heimatdorfes Alsweiler erkundet und ein Buch darüber geschrieben. Der Titel „Deutsche Eiche made in China“ rührte von dem, was mir der Förster erzählte: dass Bäume aus dem Alsweiler Wald über die internationale Holzauktion des Saar-Forstes nach China verkauft wurden – für so genanntes Schäl furnier, das dann als Möbelhaut nach Deutschland zurückkehrt.

Der Befund ist: Alsweiler hat wie andere saarländische und deutsche Dörfer seinen Charakter vollkommen verändert. Alte Häuser sind verschwunden, eine Dorfkneipe gibt es nicht mehr, auch keinen Bäcker, dafür einen Back-Shop mit Croissant und Capuccino. Der einstige Nähladen war zeitweise ein Sportgeschäft mit Internet-Vertrieb – jetzt ist das auch schon Vergangenheit. Aus einer der früheren Gaststätten wurde ein schrilles Spielcasino. Vor 80 Jahren gab es in Alsweiler 14 Kolonialwarenhandlungen, heute hat der Ort kein einziges Lebensmittelgeschäft mehr. Die Blumen des dörflichen Gärtners kamen, bis er im vorigen Jahr den Laden zumachen musste, aus Israel, Äthiopien und Ecuador. Wo einst die alte Drahtfabrik stand, ist heute ein Ingenieurbüro, das eine Filiale in Hangzhou in China hat. Daneben restauriert ein Karosseriebaumeister historische Militärfahrzeuge, die er unter anderem an echte Hollywood-Produzenten verleiht. Das ist deutsches Dorfleben heute.

In Alsweiler leben derzeit rund 70 Menschen, die eine andere als die deutsche Staatsbürgerschaft haben, nicht gerechnet die Eingebürgerten. Einheimische sind verheiratet mit Frauen oder Männern aus Brasilien, Ungarn, Rumänien, England oder Algerien. Unter diesen Neubürgern sind sehr interessante Menschen, zum Beispiel ein Koch aus Paris, eine Floristin aus Thailand oder ein Techniker aus Texas, der ständig durch halb Europa fliegt – zwei Jahre lang war er der Vorsitzende des Alsweiler Musikvereins. Der Trainer des Tennisclubs ist ein Tscheche.

Die andere Seite der Medaille ist diese: seit etwa 40 Jahren haben wir in deutschen Dörfern die stärkste Auswanderungswelle aller Zeiten. Bessere Bildung, neue Beweglichkeit, neue Berufe, neue Chancen – die Gründe sind tausendfältig. Noch einmal mein Beispiel Alsweiler: Mehrere hundert junge Menschen haben seit etwa 1970 das Dorf verlassen, sie gingen nach Saarbrücken, nach Frankfurt oder Berlin. Mehr als ein Dutzend leben im Ausland. Einer ist Küchenchef in einem Fünf-Sterne-Hotel in Chicago. Ein anderer erforscht als Geoökologe in Israel den See Genezareth.

Ein dritter leitete jahrelang als Geschäftsführer drei baden-württembergische Chemiefirmen in Taicang bei Schanghai. Wir hätten auch drei Professoren zu bieten und einen Senior Vicepresident Technology Management bei der Deutschen Telekom, der sein Geschäft im Silicon Valley gelernt hat. Ferner einen Veranstalter mittelalterlicher Feste, einen früheren thüringischen Innenminister und eine Sekretärin des deutschen Bundespräsidenten. Also Player, die ja schon längst in einer höheren Liga spielen. Und das ist in anderen Dörfern und Städten genau so.

Ich halte es für äußerst reizvoll, all diese Gruppen zusammenzuführen, so wie es ja auch in diesem Netzwerk versucht wird: die Ausgewanderten mit den Dagebliebenen und den Zugewanderten. Dass das eine produktive Mischung werden kann, dafür gibt es bereits konkrete Beispiele. Vor zwei Jahren haben 24 Historiker, Heimatforscher und Journalisten, Einheimische und Ausgewanderte, unter dem Titel „Die Nazis aus der Nähe“ gemeinsam ein Buch über die NS-Zeit im St. Wendeler Land vorgelegt, das genau das Ergebnis einer solchen Zusammenarbeit war. Es war in kürzester Zeit ausverkauft, demnächst wird es wieder aufgelegt.

In anderen Bereichen sind sicher ähnliche Projekte denkbar. Ich hoffe, sie kommen. Man könnte beispielsweise an ein jährliches Symposium zu einem bestimmten Thema denken – und vieles mehr...“